Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 14

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Ein sprachlicher Wunsch. Meyer-Zürich; Weber-Frauenfeld; Keller-Freienbach: derlei Verkuppelungen von Personennamen und Wohnortsangabe begegnet man, nach deutschem Muster, immer häufiger auch in unseren schweizerischen Zeitungen und in unserem sonstigen Sprachgebrauch. Wir aber meinen, es sollte ein gewisser Wert darauf gelegt werden, diese Form der Bindung der uns eigenen hübschen Sitte vorzubehalten, daß Mann und Frau ihre Namen dergestalt aneinanderfügen. Der Eindruck einer gewissen sprachgleichgültigen Lässigkeit haftet jenem Fallenlassen des kurzen „in" doch immer an. Will man aber in längeren Aufzählungen die öftere Wiederholung des Wörtchens vermeiden, so mag man von den Klammern Gebrauch machen: Meyer (Zürich), Weber (Frauenfeld) usw. Wir rühren eine Bagatelle auf? Der Sinn für die Sprache ist allzeit und an jedem Ort etwas so Wichtiges, daß er auch in diesem Punkt sich regen und behaupten soll. F.

Schweizerische Schillerstiftung. (Mitgeteilt.) In Zürich versammelte sich am 19. Februar der Aufsichtsrat der Schweizerischen Schillerstiftung. Er genehmigte den Jahresbericht und die Jahresrechnung, die ihm von den Verwaltungsorganen vorgelegt wurden. Das Stiftungsvermögen betrug am 31. Dezember 1906 Fr. 155,045.61. Es ist in mündelsicheren Staats- und Bankpapieren angelegt und dem Finanzwesen der Stadt Zürich zur Aufbewahrung übergeben worden. Die verfügbaren Zinsen der Korrentrechnung zeigten nach Abzug der Kosten einen Saldo von Fr. 4835.77, der zum erstenmal im Sinne der Stiftung Verwendung finden konnte. Der Aufsichtsrat beschloß, fünf Dotationen in verschiedener Höhe auszurichten. Drei betreffen verdiente Dichter, deren Namen in der schweizerischen Literatur guten Klang haben. Ferner wurde einer der Jüngsten, dessen Talent schöne Hoffnungen erweckt, mit einer Aufmunterungsspende ausgezeichnet und der betagten Witwe eines bekannten Volksschriftstellers ein bescheidener Jahresgehalt ausgesetzt. Obschon die Spenden der Schweizerischen Schillerstiftung den Charakter von Ehrungen besitzen, welche die Nation in gewissen Fällen ihren Dichtern darbietet, ist der Aufsichtsrat statutengemäß nicht befugt, die Namen der Bedachten bekannt zu geben. Er glaubt aber, die Öffentlichkeit habe ein Anrecht darauf, zu erfahren, daß die Verteilung der Gelder in würdiger Weise vorgenommen worden sei. Dies festzustellen, ist der Zweck der gegenwärtigen Mitteilung. Bei dieser Gelegenheit sei an alle diejenigen, die bei der Abfassung von Testamenten mit Vergabungen mitwirken, namentlich an die betr. Amtsstellen, ferner an Vereine und Gesellschaften, die Konzerte und Aufführungen zu wohltätigen Zwecken veranstalten, die Bitte gerichtet, gegebenen Falles der Schweizerischen Schillerstiftung zu gedenken, die im Jahre 1905 zur Erinnerung an den 100. Todestag Friedrich Schillers gegründet worden ist und die Aufgabe hat, verdiente schweizerische Dichter und Schriftsteller dadurch zu ehren, daß sie ihnen in Fällen schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand anbietet. Zuwendungen und Mitteilungen aller Art nimmt der Quästor der Stiftung, Dr. Hans Bodmer in Zürich, entgegen.

Zürcher Stadttheater. Oper. Auch aus den letzten vierzehn Tagen unserer Opernsaison ist von keinem eigentlich bemerkenswerten Ereignisse zu berichten. Das liegt neben dem immer noch fortdauernden Elend der Engagementsgastspiele vor allem an dem erfreulichen Umstande, daß zwei Novitäten dieses Winters wirklich einmal eingeschlagen haben. Das ist erfreulich, trotzdem nur der einen, Puccinis „Bohème", künstlerische Bedeutung zugesprochen werden kann und Lehars „Lustige Witwe" musikalisch selbst bescheidene Ansprüche unbefriedigt läßt; denn wir sind nachgerade in musikalisch-dramatischer Beziehung so weit gekommen, daß wir froh sind, wenn ein neues Werk überhaupt nur Lebenskraft aufweist und mehr als ein laues Interesse zu wecken imstande ist. Und daß dies bei der „Bohème" sowohl als der „lustigen Witwe" der Fall ist, beweisen die fortgesetzten, stets gut besuchten Aufführungen.

Die einzige Saisonnovität der letzten Wochen war eine Aufführung des „Fidelio". Es war keine würdige Wiedergabe von Beethovens Meisterwerk; allerdings hatten uns die Fideliodarstellungen der letzten Jahre nicht viel Besseres hoffen lassen. Besonders die Orchesterpartie sollte einmal gründlich neu eingeübt werden. Eine Neueinstudierung hätte dann übrigens auch mit der schlechten Tradition aufzuräumen, die die große Leonorenouvertüre zwischen dem ersten und zweiten Akte spielen läßt. Jedesmal wenn man die schöne, aber mit der Oper so gar nicht zusammenhängende sogenannte „Fidelioouvertüre" hört, fragt man sich mehr, warum man nicht die ihrer Anlage, ihrem Stile und ihrem Inhalte nach einzig passende Leonorenouvertüre zur Eröffnung spielt. Nicht nur macht sie dort eine Wirkung wie nirgends sonst, am wenigsten im Konzertsaale, sondern man vermeidet damit auch, das Eintreten der eigentlich dramatischen Handlung im zweiten Akte hinauszuschieben, was nach dem schleppenden Gang des ersten Aktes wahrhaftig wenig angebracht ist. Die angebliche Pietät, die darin bestehen soll, daß man ein so großartiges Musikstück nicht als simple Ouvertüre gibt, führt ja in Wahrheit nur dazu, die vom Meister wohlabgewogene Ökonomie des ganzen Werkes zu stören und in beinahe barbarischer Weise das ergreifende Vorspiel zu ruinieren, das Beethoven zur Einleitung des zweiten Aktes geschrieben hat und das nun natürlich nach der Leonorenouvertüre abfällt. Es gibt nur eine Pietät, die ist, den Intentionen des Meisters zu folgen, soweit es möglich ist, und daß es bei der Leonorenouvertüre möglich ist, das haben zahlreiche Aufführungen bewiesen. Die Fidelioouvertüre aber muß geopfert werden; es hat sich in der Kunst noch immer gelohnt, auf schöne hors d'œuvres zugunsten des Gesamteindruckes zu verzichten.

Ein weiterer Umstand, der uns bei der letzten Fidelioaufführung auffiel, mag dann noch erwähnt werden, um so mehr da er allgemeinere Bedeutung hat und in der Tageskritik aus begreiflichen Gründen weniger leicht erörtert werden kann. Es betrifft dies die nach und nach Regel werdende Mitwirkung von Dilettanten (hier gewöhnlich Mitgliedern des Lehrergesangvereins) in Aufführungen, die größere Partien für Männerchor enthalten, vor allem im „Tannhäuser" und im „Fidelio". Anfänglich, solange die Zuziehung von Dilettanten als Ausnahme galt, mochte man es sich schon etwa gefallen lassen, daß die vielleicht bessere, jedenfalls kräftigere musikalische Ausführung durch das natürlicherweise mangelhaftere Bühnenbild erkauft wurde. Sollte sie aber zur Gewohnheit werden, so muß doch einmal nachdrücklich dagegen protestiert werden. Niemand wird den aushelfenden Sängern aus ihrem Mangel an Bühnenroutine einen Vorwurf machen; aber das ändert daran nichts, daß diese Dilettanten, so wie sie jetzt sind, die dramatische Wirkung jeder Szene, in der sie auftreten, gefährden. Wir haben noch nie eine Aufführung mit Unterstützung der Lehrer gesehen, in denen nicht an einer, meistens an mehreren

Stellen durch irgendeine lächerliche Bewegung die Stimmung durchaus gestört wurde. Die geduldigen Zuschauer lassen es ja gewöhnlich ohne Murren geschehen, denn der wohlerzogene Mensch bringt hilfsbereiten Amateuren Nachsicht entgegen, aber wer von den Künstlern auf der Bühne mehr als guten Willen verlangt, darf sich damit nicht zufrieden geben, daß, wenn auch in guter Absicht, regelmäßig mit Dilettanten Experimente gemacht werden; wir hegen wenigstens den lebhaften Wunsch, einmal den Gefangenenchor im „Fidelio" und den Pilgerchor im „Tannhäuser" ohne die komischen Nuancen zu hören, die beide in den letzten Jahren zu verderben pflegten. E. F.

Berner Stadttheater. Schauspiel. Neues und Allerneuestes brachten die letzten Tage. Und siehe da, was so oft und so eifrig geleugnet wurde: daß auch hier sich ein Boden fände für die Saat des modernen Dramas, scheint mit klarer Beweiskraft dargetan. Die Besuchsziffer hat an den letzten Donnerstagen eine Höhe erreicht, zu der sie sonst nur selten — oder nie? — gediehen war. Ein Einakterabend bot neben zwei Stücken der Viebig, „Fräulein Freschbolzen" und „Mutter" die Schnitzlersch Groteske „Der grüne Kakadu". Glücklich war diese letzte Wahl gerade nicht; sie litt an einer Schwäche, die eine Ankündigung der Theaterkanzlei voreilig mit sichtlichem Stolz als eine Art Ereignis pries: das ganze Schauspielpersonal nebst etlichen Kräften der Oper sollte an der Darstellung beteiligt sein; der Zettel weist zweiundzwanzig Namen auf. Unglaublich, wieviel Unzulänglichkeit sich darunter fand. So war es vor allem um die Schauspielertruppe des Spelunkenwirts Prospère recht mißlich bestellt. Die Regie (Herr Curt Gühne) hatte zwar die schwierige Frage der Raumanordnung mit beachtenswertem Geschick gelöst, daß auch Bilder von starker Wirkung sich entrollen hätten können. Indes geschah der Aufzug der revoltierenden Volksmenge mit landsturmmäßigem Gleichmut; die Rede Grassets verpuffte wirkungslos, weil der Darsteller in einem entlegenen Winkel Posto fassen mußte, und die wilde Handlung der letzten Szene ward sehr zum Nachteil in die quetschende Enge einer überfüllten Bühnenecke eingekeilt. Unter den darstellerischen Leistungen gebührt die Palme dem Henri des Herrn Pötter, der hier die Macht seiner Stimme sich entfalten lassen durfte. Entzückend in ihrer leichten Lieblichkeit gab Fräulein Weidlich die Léocadie.

Die beiden Stücke der Viebig fanden in Herrn Pötter einen verständnisvollen Regisseur, dem es gelang, Szenenbilder von verblüffender Treue zu gestalten und ein Zusammenspiel von sicherer Rundung zu erreichen.

Die Komödie „Fräulein Freschbolzen" ist etwas skizzenhaft geraten, und die dramatische Form erscheint — so geschickt sie gehandhabt ist — mehr zufällig und gewollt als aus den Bedingungen des Stoffes hervorgewachsen. Flüchtig geschilderte Typen sind die Nähmamsellen, die das Stück bevölkern, flüchtig wird da und dort ein Schicksal gestreift, sprungweise da und dort auf eines Augenblickes Dauer in die Tiefen einer Alltagstragik hinabgeleuchtet. Selbst die Freschbolzen mit ihrer Spätsommerliebe ist bloß Skizze und nicht Bild. Farblos alles, wie vielleicht das Einerlei eines Näherinnenlebens. Der tiefere Inhalt der Dichtung? Die Brutalität des Mannes etwa, der Liebe mit Füßen tritt? Ich wage es nicht zu entscheiden: Es ist ein halbes Spiel mit dämmernden Ideen, eine Komödie schmerzlich-überlegener Weltbetrachtung, ein Stück, gewoben aus Alltagssorgen und Alltagsschmerzen, das von kleinen Schicksalen weiß, die so wehe tun wie die großen; und vor allem: es ist ein Griff, doch kein Gestalten.

Tiefer wird in „Mutter" auf die Idee geschürft. Die große und heilige Mutterliebe einer Grünkramhändlerin wird hier in lebensvollen Zügen geschildert. Eine stille poetische Schönheit liegt über der letzten Szene dieses Werkes, wo sich die zwei Frauen gegenüberstehen: Die Mutter

des schwachen Albert Michalske und seine Geliebte, die ihm ein Kind gebar; und wo die Alte in der Jungen gerührt die gleiche Liebe findet. Auch hier ist manches halbverdeckt; Gefühle leuchten in der Alltagsrede auf, um gleich wieder ins Dunkel gewöhnlicher Worte zu tauchen; aber dieser letzte Auftritt trägt Ewiges in sich, und von Michalskes Grünkramladen gilt das alte „et hic dii sunt". — Von den Darstellern sind Frau Charles und Frl. Weidlich mit Lob zu nennen. E. H.

Basler-Musikleben. Das achte Abonnementskonzert (3. Februar) war in seinen solistischen Nummern ganz der ältern Kunst gewidmet; einzig der Name Mendelssohns, dessen dritte Symphonie (in a-moll), die schottische, zur Aufführung kam, gehört dem neunzehnten Jahrhundert an. Dies in der Form meisterhafte und geradezu mustergiltige Werk gehört in seinen drei lebhaften Sätzen — das Adagio fällt gegen sie ab — zu dem Besten, was der einst vergötterte, dann unverdientermaßen geringgeschätzte, dennoch seines dauernden Ehrenplatzes in der Musikgeschichte sichere, elegant-liebenswürdige Meister Felix, der in doppeltem Sinne „Frühvollendete", geschaffen. Herr Kapellmeister Suter hatte die Symphonie einem sorgfältigen Studium unterworfen und suchte sie durch minutiöse Tempo- und dynamische Nuancierungen dem an die leidenschaftsglühenden Kontraste der großen neuzeitlichen Tonkunst gewöhnten modernen Musiksinn näher zu bringen, ein Verfahren, das wir durchaus als im Interesse des Komponisten liegend erachten, wenngleich wir zugeben müssen, daß eine abweichende Richtung auch der Diskussion werte Gegengründe anführen und solch einen „Modernisierungs"-Versuch für überflüssig erachten könnte: de gustibus non est disputandum! Besonders mit Dank zu begrüßen war das Verfahren, die einzelnen Sätze sich ohne Pausen folgen zu lassen: die sonst so gern geübte Garderobenflucht jener ehrenwerten Konzertbesucher, die im geduldigen „Absitzen" einer an den Schluß des Programms gestellten Symphonie nur eine möglichst abzukürzende Anstandspflicht erblicken, wurde auf diese Weise glücklich vereitelt. — Ebenso erfreut waren wir, daß sich der geniale Pariser Meister des Flügels, Herr Raoul Pugno, durch den für Basler Verhältnisse geradezu unerhörten Beifall, der ihn nach dem Verklingen seines zweiten Solostückes, einer Sonatine (in A-dur) von Domenico Scarlatti, nicht weniger als viermal wieder auf das Podium rief, keine Zugabe abbetteln ließ. Hatte der Künstler in dem genannten, sowie in dem vorhergehenden Stück, einer Fuge von Bach, reichliche Gelegenheit, seine großartige Technik zur Geltung zu bringen, so war Mozarts reizendes, von göttlichem Humor durchtränktes Klavierkonzert (in Es-dur, Nr. 9 der Gesamtausgabe), für dessen Aufnahme in sein Repertoire man dem Gast besonders danken muß, vor allem geeignet, sein zartes und gleichmäßiges Piano, die Frucht eines meisterhaften Anschlags, bewundern zu lassen.

Eingeleitet wurde der Abend durch das Konzert in F-dur für Orgel und Orchester (Nr. 4) von Händel; die Solopartie hatte der Münsterorganist, Herr Adolf Hamm, übernommen, um sie mit vorzüglichem Gelingen durchzuführen und sich aufs neue als den trefflichen Künstler auszuweisen, den man in ihm schon längst, nicht zum wenigsten auch seit seinem eigenen unlängst im Münster veranstalteten Musikabend, zu schätzen weiß.

Am 5. Februar fand unter Mitwirkung des aus den Herren Ackroyd, Essek, Ebner und Mahr bestehenden Zürcher Streichquartetts der wohlgelungene fünfte Kammermusikabend statt; zur Aufführung gelangte das herrliche, an Popularität allerdings dem Schwesterwerk in B-dur nachstehende G-dur-Sextett von Brahms und das von Felix Mendelssohn-Bartholdy im siebenzehnten Jahre seines kurzen und doch so fruchtbaren Erdenwallens geschriebene, heute nur noch selten gespielte Oktett, das bereits einen fertigen Meister der Form verrät und mit der ein Jahr später entstandenen Sommernachtstraum-

Ouvertüre zu dem Bedeutendsten gehört, was der Jüngling Mendelssohn hinterlassen. G. H.

Berner Musikleben. Liedertafel-Konzert, 17. Februar 1907. Die Anwesenheit der drei Komponisten Hermann Suter, Friedrich Klose und Friedrich Hegar, von welchen Werke aufgeführt wurden, war sicherlich daran schuld, daß die richtige Stimmung in die Reihen der Liedertäfler kam; das Konzert brachte denn auch durchwegs gute Darbietungen; es war viel Zug in allem und hie und da blitzte wahre Begeisterung auf. Der treffliche Männer-Kunstgesangverein hat sich aber auch lohnende Aufgaben gestellt. Die poetische „Schmiede im Wald" von Hermann Suter (Basel) mit ihrem prächtigen Orchesterkolorit und ihrer feinen, klaren, durchsichtigen Zeichnung erfuhr eine ganz vorzügliche Wiedergabe; vielleicht hätte das Orchester hin und wieder etwas zurücktreten dürfen. Von bestrickender Wirkung war die außerordentlich schöne a-capella-Komposition von Friedrich Klose: „Asklepiadische Strophe" (die Muse); die Vertonung der stimmungsvollen Leutholdschen Dichtung gehört aber auch zum weihevollsten, das die Männerchor-Literatur aufweist. Nur ein wahrer Meister kann so schreiben; Klose ist aber auch der Bedeutendsten einer! — Das Hauptwerk des Abends: „Das Herz von Douglas" für Chor, Soli und Orchester von Friedrich Hegar erfuhr im ganzen eine flotte und recht wirkungsvolle Wiedergabe. Die Komposition verrät den trefflichen Musiker und Instrumentator; prächtige Bilder ziehen an unserm innern Auge vorbei, worunter die „Meerfahrt" zu den schönsten gehört. Auch die beiden Solisten: Herr Paul Bleyden (Douglas) und Herr Arthur Althaus (König Robert) entledigten sich ihrer Aufgabe mit großem Geschick und sangen mit prächtigem Stimmenklang ihre dramatisch belebten und dankbaren Partien. Chor und Orchester hielten sich tapfer; und, wenn ich richtig unterrichtet bin, so war der Komponist in hohem Grade befriedigt. — Fräulein Sophie Stähelin von Aarau sang mit ihrem schönen und sympathischen Alt mehrere Lieder von Schumann, Hugo Wolf, Richard Strauß und Brahms und bekundete ausgezeichnete Schulung. Die Liederwahl war vielleicht nicht durchwegs eine glückliche; Fräulein Stähelin gelingen die lyrischen Stellen besser als die dramatisch-belebten. Trotzdem kann sie mit ihrem schönen Berner Erfolg zufrieden sein. Noch dies sei erwähnt, daß die Liedertafel zwei allerliebste deutsche Volkslieder von Brahms-Hegar in vorzüglicher Weise zu Gehör brachte.

Das Konzert war außerordentlich gut besucht und bot des Schönen mancherlei.

C. H.-R.

Frl. **Johanna Dick** gab am 9. Februar im Verein mit dem Stadtorchester ein großes Konzert in der französischen Kirche. Fräulein Dick gebietet über einen ungewöhnlich schönen Sopran und beweist durch die Fortschritte, die sich bei jedem neuen Auftreten feststellen lassen, daß sie kein Stillestehen im Streben nach künstlerischer Vervollkommnung kennt. Dies zeigte besonders die vortreffliche Wiedergabe der Arie der Katharina aus „Der Widerspänstigen Zähmung" und der Brahms-Lieder, während uns der Vortrag von Schuberts „Allmacht" nicht in dem Maße ansprach. Das Stadtorchester bot unter Kapellmeister Picks Leitung sehr Anerkennenswertes. Herr Brun hatte die Begleitung der Lieder übernommen.

L. E.

Zürcher Musikleben. Das achte Abonnementskonzert vom 12. Februar vermittelte uns wiederum die Bekanntschaft eines Sternes am Kunsthimmel, der jugendlichen Violinvirtuosin Stefi Geyer aus Budapest. Wir sind durch die vielen Meister des Geigenspiels, die wir im Laufe des Winters zu hören bekamen — Hubermann, Halir, Kubelik — einigermaßen verwöhnt geworden, und doch muß es unumwunden eingestanden werden: die 19jährige Ungarin hat nicht nur sich nach ihren berühmten Vorgängern

ehrenvoll zu behaupten gewußt, sie hat sogar in gewisser Beziehung den Apfel abgeschossen. Es liegt über ihrem Spiel ein ganz eigener Reiz, ein Zauber, der es jedem, der es hören durfte, unvergeßlich macht. Gewiß ist es nicht die schier unbegreifliche technische Sicherheit allein, die Stefi Geyer diese Wirkung sichert; von solcher Fertigkeit haben wir schon mehr Proben erlebt. Also ihr Vortrag? Ja und nein. Nicht in dem Sinne, daß sie rein objektiv betrachtet, an Reife und Tiefe der Auffassung den höchsten Gipfel der Vollkommenheit bereits erreicht habe, darin dürfte ihr vielleicht mancher, z. B. Hubermann z. Z. noch über sein, dagegen aber erscheint uns ihre ganze herrliche Kunst als ein so getreuer und vollkommener Ausdruck ihrer Persönlichkeit, ihres jugendlichen Seelenlebens, daß wir nicht müde werden, in diese erquickende, klare Welt reinsten und natürlichsten Empfindens unterzutauchen. Wir sehen in Stefi Geyer nicht ein Wunderkind, dessen geistige Entwicklung in anormaler, unnatürlicher Weise ihrem Alter vorausgeeilt ist, sondern ein wundervolles Kind, das, mit seltenster musikalischer Begabung ausgestattet, sich doch in der Entwicklung seines reichen Seelenlebens vor aller eigentlichen Frühreife bewahrt hat. Stefi Geyer spielte Tschaikowskys glänzendes und stimmungsreiches Violinkonzert und das an Schwierigkeiten überreiche Rondo für Violine und Orchester von Vieuxtemps. Der große und tiefe Eindruck, den sie auf unser Publikum machte, wurde dann — um es hier gleich zu erwähnen — in einem zweiten Konzert vom 21. d., das sie zusammen mit dem ausgezeichneten Pianisten Oscar Dienzl aus Budapest im kleinen Tonhallesaal gab, vollauf bestätigt. Zwar wollte es anfänglich scheinen, als ob die junge Dame sich nicht eben in der besten Stimmung befand: Mendelssohns E-moll Konzert war, zumal im zweiten Satze, nicht ganz frei von einer leichten Hast, indessen lebte sie sich im Verlauf des Abends so ganz in ihre künstlerischen Aufgaben ein, daß die weiteren Vorträge — Aria von Tenaglia, Bourrée von Bach, Berceuse, Spinnlied, Danse espagnole von Hubay, O. Dienzl, P. de Sarasate und Polonaise in A-dur von A. Wieniawski — sowie fünf Zugaben, zur schönsten Offenbarung ihrer reichen Künstlerschaft wurden. Auch Herrn Dienzls Klaviervorträge, Meditation von ihm selbst, Kobold von Grieg und Danse von Debussy mögen an dieser Stelle lobende Erwähnung finden.

Doch kehren wir zum achten Abonnementskonzert zurück. Es brachte als Einleitung Schumanns dritte Symphonie in Es-dur, die sogenannte „Rheinische". Wenn schon des großen Romantikers Instrumentation unsere durch die Mittel der Modernsten stark verwöhnten Ohren hie und da etwas eintönig anzumuten beginnt, so ist es doch stets wieder ein hoher Genuß, sich in den reichen Ideengehalt des Werkes, der allerdings gerade hier nicht überall ganz offen zutage liegt, zu versenken. Das Schlußwort des Konzertes sprach Liszt mit seiner großzügigen und an glänzenden Effekten reichen, symphonischen Dichtung Mazeppa. In der Mitte stand die Ballettmusik aus Paris und Helena von Gluck, von der besonders die reizende Gavotte lebhaften Beifall zu finden schien.

Einen Genuß ganz anderer Art bot der Liederabend des schwedischen „Troubadours" und Lautenschlägers Sven Scholander vom 20. d. Es bedeutete gewiß eine unrichtige Einschätzung, wenn man den Maßstab einer ernsthaften musikalischen Kritik an die Kunst Scholanders anlegen wollte, er selbst wird mit seinen keineswegs bedeutenden und ebensowenig gesanglich geschulten stimmlichen Mitteln, auch wohl kaum den Anspruch erheben, in eine Linie mit den Künstlern des Gesanges gestellt zu werden. Wenn er es gleichwohl versteht, auch ein anspruchsvolleres Publikum einen langen Abend hindurch in animiertester Stimmung zu erhalten, so beruht das wohl nicht zum geringsten Teil auf den stark hervorgehobenen mimischen Akzenten, mit denen

eine nicht unbedeutende schauspielerische Begabung den Sänger seine Vorträge fast durchweg auszustaffieren in den Stand setzt. Sven Scholander als einen ernstlichen Neubeleber des Volksgesanges zu betrachten, geht meiner Meinung nach nicht an, er ist sicher eine sehr sporadische Erscheinung und wird es wohl auch bleiben. Daß indessen von seinen Vorträgen ein eigener, ich möchte sagen abenteuerlich romantischer Reiz ausgeht, soll keineswegs in Abrede gestellt werden.

Die fünfte Kammermusikaufführung vom 19. Februar, die neben dem Streichquartett in C-moll op. 51, Nr. 1 von Brahms und dem Trio op. 50 von Tschaikowsky die schöne und interessante Sonate für Geige und Klavier op. 8 von Gustav Weber brachte, mußte ich mir leider entgehen lassen. Hohen Genuß gewährte am 22. d. wieder der fünfte Klavierabend von Edouard Risler, an dem er die drei Sonaten op. 31, Nr. 1, 2, 3, in wunderbar feinsinniger Interpretation zum Vortrag brachte.

W. H.

Von Zürcher Kunstausstellungen. Die Vereinigung Schweizer bildender Künstler in München ist mit einer sehenswerten Ausstellung im Künstlerhaus eingezogen (Dauer bis 6. März). Albert Welti ist da mit seiner neuesten Radierung, der umfangreichsten, die er bis jetzt geschaffen, vertreten, dem „Ehehafen", einer Art Münchner Bilderbogen voll lustigen Details und schnurriger Einfälle; es ist ein Blatt, das aufmerksame, liebevolle Versenkung verlangt, um in seiner ganzen beziehungsreichen Fülle erfaßt und gewürdigt zu werden. Für diejenigen, welche das Blatt einrahmen lassen, gibt Welti die Anweisung, wie das am besten und stilvollsten zu geschehen hat; er hat als eine Art Postament den Streifen mit den von ihm verfaßten erläuternden heitern Worten unten angefügt und durch einen feinen Stab diese Legende von der Radierung getrennt. Das macht sich vortrefflich, um so mehr als auch das ins Rötliche gebeizte Holz zum braunen Ton der Radierung famos steht. Hans Beat Wieland ist stattlich und charakteristisch vertreten. Sein höchst umfangreiches Gemälde des Älplers, der in die Pracht der im Sonnenlicht aufleuchtenden Schneeberge hinausschaut, beherrscht den Oberlichtsaal; das Bild ist schon weit herum populär geworden durch die Übersetzung in den Steindruck. Künstlerisch das Wertvollste bietet Wieland nach unserer Ansicht in einer Anzahl von Aquarellen aus der Gebirgswelt. Eine flotte, breite Technik verbindet sich hier mit einem scharfen Erfassen des Naturbildes; ein Blatt wie z. B. die Gletscherspalte ist eine Arbeit voll Kraft und Mark. Mit tüchtigen Landschaften sind die bekannten Landschafter Otto Gampert und Karl Theodor Meyer vertreten; von dem letztern sind u. a. einige Pastelle von echter Delikatesse da und eine Gouache von einer kecken Breite des Strichs, wie man sie bei Meyer nicht gewohnt ist. Beide Landschafter bringen selbstverständlich auch von ihren Radierungen zur Ausstellung. Itschner bringt einige neue reizvolle Kompositionen mit Kindern, außerdem eine eigenartig geschaute Landschaft (Gewitter) und ein allegorisches Bild „Totentanz", das uns weniger behagt. Von Kreidolfs kleinern Sachen ist besonders der Radfahrer zu nennen, der durch die Landschaft saust; ein größeres Bild „Legende" besitzt feine koloristische Qualitäten und zeigt, daß die Kraft des Künstlers auf solchen umfangreichern Kompositionen gewachsen ist. Adolf Thomann nimmt mit fünf Gemälden eine ganze Wand ein. Sein stark und sicher zugreifendes Talent wie sein Sinn für Tonfeinheit treten wieder klar zutage; das geschlossenste und einheitlichste scheint uns das Bild „Pferdestall" zu geben. Die Landschaften W. L. Lehmanns erreichen diesmal nicht die Höhe, die man sonst an seinen Leistungen gewohnt ist. Eine ehrliche, gesunde Arbeit ist Alfred Marxus Bild „Die drei Häuser am Kreuzweg"; auch das Temperabildchen „Am Zürichseeufer" ist eine recht hübsche

Leistung. Liners treffliche Farbholzschnitte leiten uns zu Martha Kunz über, die gleichfalls wieder ihre Meisterschaft im Farbenholzschnitt mit dem koloristisch ausgezeichneten Blatt „Auf der Messe" belegt, überdies aber auch auf dem Bild „Neuschnee auf den Alpen" ihren keck impressionistischen Vortrag in bestes Licht stellt. Eine Landschaft „Isartal" von Fritz Oßwald gibt die atmosphärische Stimmung gut wieder.

So viel von der Abteilung Malerei; bei den Plastikern finden wir drei Büsten von Eduard Zimmermann, von denen namentlich die des rasch zur Beachtung gelangten Basler Schriftstellers Jakob Schaffner durch breite einfache Behandlung und feine Geistigkeit sich auszeichnet; dem Kopf Hermann Hesses ist Zimmermann nicht ganz gerecht geworden. Voll frischen Lebens ist dann noch die Büste eines Knaben. Aug. Heer bringt die wohlstudierte Büste Albert Ankers, Walter Mettler zwei kleine Reliefs von anerkennenswert stilvoller Fassung und eine Statuette „Rose", Eduard Müller die kleine Bronze „Geigenspielerin", eine delikate Arbeit von schlichter Anmut.

Nicht unerwähnt soll noch die Ausstellung bleiben, mit der das Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich nach dem völligen Umbau unter seinem neuen ebenso kenntnisreichen und vielseitigen als energischen und unternehmungslustigen Direktor Professor de Praetere eröffnet worden ist. Man fand da in ganz entzückenden Ausstellungsräumen beieinander Innenausstattungen nach Entwürfen Henry van de Veldes, architektonische Entwürfe des Winterthurer Architekten Professor Rittmeyer (darunter das Modell der originellen, künstlerisch so fein in die Landschaft hinein komponierten appenzellaußerrhodischen Irrenanstalt), ferner eine prachtvolle Kollektion graphischer Werke: farbige Radierungen der auf diesem Gebiete bahnbrechenden Franzosen, Steindrucke des ausgezeichneten Parisers Henri Rivière, englische Wandbilder für Schulen usw., geistvollen Buchschmuck und feine Drucke Lucien Pissaros („Eragny Preß" in London), schließlich treffliche Keramiken von Seidler in Konstanz und Amstelhoek in Holland sowie, was besonders erfreulich war, eines Westschweizers Beyer in Renens, der in seinen Arbeiten wundervoll irisierende Wirkungen zu erzielen weiß.

Diese Eröffnungsausstellung ging mit 24. Februar zu Ende. Die nächste, die auf Ende Februar zugänglich ist, wird ihren Hauptreiz durch prächtige Kollektionen von Schwarzweißsachen erhalten. Für heute sei nur gesagt, daß des in Paris lebenden Westschweizers Felix Vallotton gesamtes Holzschnitt-Oeuvre hier zur Auslage gelangt. Der Künstler darf heute auf dem Gebiete des Holzschnittes als ein erster Meister angesprochen werden. Genialere Holzschnittporträts z. B. — es sei etwa an das Dostojewskis erinnert — hat keiner geschaffen. H. T.

Luzern. Unter den musikalischen Arrangements höheren Stiles der letzten Zeit steht unstreitig das dritte Abonnementskonzert obenan. Die Darbietungen des Genfer Rehberg-Trio verliehen ihm den Charakter eines Kammermusikabends. Die Genfer Künstler brachten zum Eingang ein fein ausgearbeitetes C-moll Trio (op. 101) von J. Brahms. Willy Rehberg spielte hierauf die Es-dur Polonaise von Chopin, ein Wiegenlied von A. Henselt und die Moszkowiskische Tarantella. Willy Rehberg gehört zu den bedeutendsten Pianisten der Gegenwart. Sein Vortrag zeichnet sich vor allem durch feine Plastizierung aus. Ein temperamentvoll wiedergegebenes G-moll Trio von F. Smetana bildete den Schluß des Konzertes.

Die Oper ist nur durch „Carmen" vertreten. Eine den orchestralen und choralen Verhältnissen unseres Theaters entsprechende, gut inszenierte und besonders solistisch hervorragende Aufführung war das Resultat einer ernsten, vorbereitenden Arbeit. Erwähnenswert ist auch die Aufführung zweier Operetten, „Die kleinen Michus" und „Die schöne Galathé", die kürzlich hier

stattfand. Das Schauspiel brachte zunächst zwei Einakter, die Komödie „Parasiten“ von G. Lutz und den graß realistisch gezeichneten „Kammersänger“ von Frank Wedekind; dann Schillers „Kabale und Liebe“ und schließlich, eine Seltenheit auf dem Berufstheater, die alte „Preciosa“. Das wäre alles, wenn man die drei Possen „Lumpazivagabundus“, „Der Zechpreller“ und „Die beiden Reichenmüller“ unerwähnt lassen will.

Am 21. Februar stellte sich dem hiesigen literarischen Publikum der junge Berner Dichter Hans Mühlestein vor. Er rezitierte vorerst Bruchstücke aus Spittelers Dichtungen. Der zweite Teil des Abends war dem Vortrag eigener Werke gewidmet. Hans Mühlestein wird als Rezitator sehr gerühmt. Doch dürfte auch die Meinung nicht unrichtig sein, daß sein Organ fürs Rezitieren noch zu schwach, der Ausdruck noch oft undeutlich ist und die Plastizierung besonders bei Spittelers Gedichten zu wünschen übrig läßt. Sein Vortrag ist im ganzen angenehm und sympathisch, leidet aber mitunter an Unüberlegtheiten. In weit günstigerem Lichte zeigte sich Hans Mühlestein als Dichter. Besonders die dramatische Skizze „Giorgione“ verrät ein schönes Talent und beweist, daß es ihrem Verfasser nicht an poetischem Empfinden fehlt.

G. L.

Literatur und Kunst des Auslandes

Giosuè Carducci † 16. Februar 1907. Es war einsam geworden um ihn her. Aus der glorreichen Zeit Italiens war er fast allein übrig geblieben von den Großen, seit auch die letzten Staatsmänner, Zanardelli und Saracco, ihm vorangegangen waren. Die unendliche Trauer, die Italien bei der Nachricht von seinem Tode ergriffen hat, ist keine rhetorische Pose; sie ist mehr als die konventionelle Ehrung und Einbalsamierung, die ja in lateinischen Ländern mit mehr Emphase ins Werk gesetzt wird als bei uns. Sie ist der Ausdruck dafür, daß die Italiener es begriffen haben: das letzte Blatt ihrer großen Revolutionsgeschichte ist vollgeschrieben, die neue Zeit ist nur noch auf sich angewiesen.

Carducci wuchs mit der Revolution auf. Im Kloster wurde er erzogen, aber damals schon rief er das berühmte Wort aus: Es lebe Zeus! damals schon haßte er den „rothaarigen Galiläer“, den „semitischen Götzen“, der ihm alles Unheils und jeder Erniedrigung seines Vaterlandes Ursache war. Er liebte sein Vaterland mit der heroischen Liebe, die nur ein revolutionäres Zeitalter hervorbringt, und während damals die Helden der Politik und des Schwertes, Garibaldi, Cavour, Viktor Emanuel die äußere Einigung des Landes vorbereiteten, sang Carducci seine glühenden Lieder voll Liebe und Haß und regte alle schlummernden Energien an und gab seiner Nation den geistigen Ausdruck für das, was sie mit dem Schwerte in der Hand erkämpfte. Italien und Rom, das waren seine Sterne und seine Götter. Wir sind heute vielleicht geneigt, die Lyrik jener Zeiten etwas von oben herab anzusehn. Politisch Lied, ein garstig' Lied! Und uns Republikanern könnte es vielleicht unsympathisch sein, daß Carducci sein politisches Credo gewechselt hat; der republikanische Stürmer und Dränger söhnte sich mit der Monarchie aus und besang das rettende Haus Savoyen und in einem seiner schönsten Lieder die